

---

A. E.

**HOTCHNER**

---

Die erstaunlichen  
**ABENTEUER**

des

**Aaron Broom**

---



A. E.

**HOTCHNER**

Die erstaunlichen  
**ABENTEUER**

des

**Aaron Broom**

MIT ILLUSTRATIONEN VON

**Tim Köhler**

Aus dem amerikanischen Englisch von

**Anja Malich**



GERSTENBERG



## ≡ Erstes Ereignis ≡

*Ich widme dieses Buch und  
Aaron Brooms unerschütterlichen Geist  
den mutigen Kindern des »The Hole in the Wall«-Camps*

**W**o die Olive Street auf die Tenth trifft, war viel los – zahlreiche Trambahnen fuhren hier kreuz und quer und am Warenhaus *Scruggs, Vandervoort & Barney* wimmelte es nur so von Käufern, obwohl es, um ehrlich zu sein, in diesen schwierigen Zeiten mehr Schau- als Kauflustige gab.

Es war der allerletzte Ort auf der ganzen Welt, an dem man mit so etwas gerechnet hätte. Helliger Tag, 28. Juni, die Sommersonne so heiß, dass der Teer auf den Straßen weich wie Marshmallows wurde, und im überdachten Spielerbereich im Baseballstadion der *Cardinals* wirbelten die Ventilatoren die schwüle Luft von einem Ende zum anderen.

Ich saß in unserem Ford in einer Sackgasse. Mein Vater hatte ihn dort abgestellt, direkt gegenüber dem Juweliergeschäft *J & J*, wo er um drei Uhr einen Termin hatte, um dort seine *Bulova*-Uhrenkollektion zu präsentieren. Sie befand sich in einem gro-

ßen Lederkoffer, den er auf Rädern hinter sich herziehen konnte. Ich sollte im Ford sitzen bleiben, um Ausschau nach den »Beschlagnahmern« zu halten, wie mein Vater sie nannte. Mein Vater hatte ständig Angst vor ihnen. Das waren zwei Typen von der Finanzierungsfirma, hatte er mir erklärt, die einen Beschlagnahmungsbescheid hatten, mit dem sie uns unseren Ford wegnehmen konnten, weil mein Vater die Raten dafür schon seit vielen Monaten nicht mehr bezahlt hatte. Eigentlich konnte mein Vater gar nichts mehr zahlen, auch Strom, Gas oder Miete nicht. Er sagte immer: »In einer so schlimmen Wirtschaftskrise wie dieser sollten sich alle ein wenig zurücknehmen.« Als ich ihn fragte, woran ich die Beschlagnahmer erkennen würde, meinte er, die könne man gar nicht übersehen. Der eine sei breit und fett mit einem Schnurrbart wie dem eines Walrosses, der andere lang und dünn und beide trügen schwarze Anzüge und Melonen. Wenn ich sie sehen würde, sollte ich vier Mal hupen, dann käme er ratzfatz über die Olive Street gerannt, um mit dem Ford davonzubrausen, während ich flugs über die Olive laufen und den Uhrenkoffer holen sollte. Ich glaubte zwar nicht, dass die im Juweliergeschäft den Koffer an einen zwölfjährigen Jungen rausrücken würden, sagte aber nichts, weil ich mir ziemlich sicher war, dass die Beschlagnahmer nicht extra bis in die Innenstadt kämen, um auf der Olive nach unserem klapprigen Ford zu suchen. Mein Vater jedoch befürchtete sie schon seit Monaten hinter jeder Ecke.

»Noch eins – egal was passiert«, hatte mein Vater mich gewarnt, »ob zwei Trambahnen ineinanderkrachen oder *Scruggs, Vandervoort* abbrennt: Du bleibst bei unserer Bertha. Ohne sie komme ich nicht zu den Kunden auf meiner *Bulova*-Liste und müsste wieder diese grauenhaften Glaskerzen verkaufen.«

Damit meinte er hohle Glasröhren mit bunten Fäden darin und oben guckten rote Fäden raus, die wie Flammen aussehen sollten. Eine Weile war er mit den Dingen von Tür zu Tür gegangen und hatte versucht, sie an den Mann oder die Frau zu bringen, aber da alle unter der Krise litten, war niemand wirklich in der Stimmung für falsche Kerzen. In der Stimmung für Uhren allerdings auch nicht, doch immerhin bekam er fünfundzwanzig Dollar in der Woche von der Firma *Bulova*, was einen Teil der Kosten für die Behandlung meiner Mutter im *Fee-Fee*-Sanatorium in Creve Coeur abdeckte, und sogar für unser Essen blieb noch ein bisschen was übrig, für die Miete allerdings nichts mehr. Die Stelle bei *Bulova* hatte er erst seit März und er wollte unbedingt endlich ein paar Uhren verkaufen, damit er die Stelle auch behielt. Die meisten Uhren waren nur Attrappen ohne Innenleben, aber aufgereiht in dem Musterkoffer sahen sie einfach wunderschön aus.

Vom Ford aus beobachtete ich in der glühenden Nachmittags-sonne, wie mein Vater den Koffer über die Straße zu der Tür des Juweliers zog und dort auf einen Knopf drückte, um eingelassen zu werden. Als er die Tür aufschob, drängte sich ein fatter,

bärtiger Mann im Overall und mit tief ins Gesicht gezogener Tenniskappe schnell hinter meinem Vater in das Geschäft, bevor sich die Tür wieder schloss. Ich hatte sofort dieses komische Gefühl, das mich immer vor schlechten Nachrichten überkommt, wie damals, als der Doktor meiner Mom das Abhörgerät auf den Rücken gedrückt hatte und mir, noch bevor er es sagte, klar gewesen war, dass sie ins Sanatorium müsste. Genauso fühlte ich mich, als sich der fette Mann hinter meinem Vater in das Juweliergeschäft drängte. Ich ließ die Tür nicht aus den Augen, weil ich hoffte, meinen Vater mit seinem Koffer bald wieder rauskommen zu sehen, was aber nicht geschah. Was geschah, war, dass es krachte – Schüsse fielen und die große Schaufensterscheibe, auf der in eleganten Lettern *J & J Jewelers* stand, zerbarst in tausend Stücke. Und dann flog die Tür auf und der fette Mann kam mit einem Beutel in der Hand heraus, in der anderen hielt er eine Pistole, die er auf der Straße in die Tasche schob, bevor er in der Menge vor *Scruggs, Vandervoort & Barney* verschwand.

Da die Tür des Geschäfts jetzt offen stand, sah ich meinen Vater mit seinem Koffer in Richtung Ausgang gehen, aber noch ehe er einen Fuß auf die Straße setzen konnte, kam ein Schupo mit gezückter Waffe angerannt und stieß ihn wieder hinein. Ich wollte sofort rüberlaufen, um ihm zu helfen, doch als ich anfing, die Fenster des Ford hochzukurbeln, fuhr ein Streifenwagen vor, aus dem zwei weitere Polizisten raussprangen, und die Leute blieben neugierig auf dem Gehsteig stehen. Sirenengeheul

durchschnitt die Luft, im Näherkommen kreischte es immer lauter schmerzhaft in meinem Kopf. Zu benommen, um mich zu rühren oder auch nur klar zu denken, kniete ich hinter der Windschutzscheibe, um zu sehen, was draußen geschah, wo die Polizisten die Leute von dem Juweliergeschäft wegdrängten. Zwei weitere Polizisten auf großen Pferden machten den Weg durch die Menge für den Krankenwagen mit der heulenden Sirene frei. Ein Schupo, der vor dem Geschäft Wache stand, öffnete die Tür, damit die beiden Männer aus dem Krankenwagen mit ihrer Rolltrage reinrennen konnten.

Ich versuchte, einen Blick hineinzuworfen, in der Hoffnung, meinen Vater zu erspähen, aber die Tür schloss sich zu schnell wieder, nur um sich kurze Zeit später wieder zu öffnen, als die Männer mit der Rolltrage herauskamen. Darauf lag jetzt jemand, der mit einem Laken zugedeckt war. Die Leute drängelten schaulustig, um möglichst nahe an die Trage ranzukommen. Die Polizisten zu Pferd mussten die Menschen zurückschieben, damit die Trage bis zum Krankenwagen gerollt werden konnte. Wenig später wurden die Türen des Wagens geschlossen, die Sirene begann wieder, zu heulen, und der Wagen entfernte sich langsam durch die störrische Menge. Ich hatte nicht erkennen können, ob der Mensch auf der Trage tot oder lebendig gewesen war.



## ≡ **Zweites Ereignis** ≡

■ Doch das Schlimmste kam erst.

Die Tür wurde abermals geöffnet und endlich erschien mein Vater. Erst war ich erleichtert, aber das hielt nur kurz an, bis ich hinter ihm die beiden Polizisten aus dem Streifenwagen erblickte. Mir blieb fast das Herz stehen. Anstatt seinen Koffer hinter sich herzuführen, waren die Hände meines Vaters auf seinem Rücken mit Handschellen gefesselt. Mit Handschellen! Aber warum? Was war los? Er hatte den Mann doch nicht erschossen! Das war der fette Kerl gewesen. Ich sollte rüberrennen und der Polizei sagen, was ich gesehen hatte. Wie sich der Fette hinter meinem Vater reingemogelt hatte. Wie er eine Waffe in der Tasche hatte verschwinden lassen.

Doch ehe ich mich rühren konnte, hatte einer der Polizisten die hintere Tür des Streifenwagens geöffnet, meinen Vater einsteigen lassen, die Tür wieder geschlossen und auf dem Beifah-

tersitz neben seinem Partner Platz genommen, der – ohne Sirene – davonfuhr. Und so war mein Vater mir nichts, dir nichts fort. Auf dem Weg ins Gefängnis, nahm ich an.

Mit einem Kopf, der sich wie Brei anfühlte, saß ich im Ford und hatte niemanden, an den ich mich wenden konnte. Ich hatte Angst und spürte die Tränen in mir hochkommen, dabei weine ich eigentlich nie, weshalb ich mit aller Macht versuchte, sie zu unterdrücken. Der Ford war mittlerweile der reinste Backofen, in dem ich in der Sonne von St. Louis schmorte.

Ich zwang mich, alle Fenster zu öffnen, aber die Luft, die von draußen reinkam, machte das Atmen noch schwerer. Seit der Krankenwagen mit dem Typen unter dem Laken abgefahren war, hatten sich die meisten Gaffer verzogen. Doch immer noch standen Streifenwagen und Polizisten vor dem Juweliergeschäft, was wohl bedeutete, dass die Situation nach wie vor heikel war und ich besser schnell entschied, was ich tun sollte. Unser Leben hatte mich ein wenig auf so etwas vorbereitet. Da mein Vater immer wieder Mietverträge unterschrieb, wie es sie jetzt in der Krise gab und bei denen die ersten zwei bis drei Monate nichts gezahlt werden musste, hatte ich elf verschiedene Schulen besucht. In der Nacht bevor die Frist ablief, packten wir dann immer unsere Sachen und zogen in eine neue Bleibe, wo wir wieder eine Weile mietfrei wohnen konnten. Für die Vermieter war es schwer, weil zu viele Wohnungen leer standen. In den neuen Schulen kam ich trotzdem immer einigermaßen zurecht, denn

wenn ich eins gut konnte, dann war es schreiben, und sobald die neuen Lehrer sahen, was für Sätze der neue Schüler zusammenbrachte, hellte sich ihre Miene auf und ich durfte sogar in die nächsthöhere Klasse gewechselt.

Das aufregendste Erlebnis aber hatte ich im letzten Sommer gehabt, als wir zusammen in einem Zimmer im *Westgate Hotel* an der Ecke Kingshighway und Delmar Boulevard wohnten. Zu der Zeit hatte der Doktor in der Klinik meine Mutter ins *Fee-Fee-Sanatorium* geschickt, um ihre Lunge wegen der Schwind-sucht, wie sie die Krankheit nannten, behandeln zu lassen. Mein Vater bekam zur selben Zeit Uhrenarmbänder angeboten, die er »auf der Straße« verkaufen sollte. »Die Straße« waren ganz Illinois und Iowa. Auch wenn die Uhrenarmbänder wahrscheinlich nicht viele Käufer fänden, so wäre es dennoch eine Abwechslung zu den Glaskerzen, die er unter einem unserer Betten aufbewahrte. Solange mein Vater unterwegs war, wohnte ich allein in Zimmer 303. Er hatte organisiert, dass ich bei Mr Dinapoulos unten im *Dew Drop Inn* essen konnte. »Du bist nun der Mann hier im Haus«, hatte mein Vater gesagt und mir zwei Silberdollar »für Notfälle« gegeben.

Wahrscheinlich wäre alles in Ordnung gewesen, wenn nicht eines Tages dieser Räumungsbescheid an unserer Tür geklebt hätte. Außer uns hatten ihn auch noch andere bekommen. »Wegen andauernder Nichtzahlung der Miete ist das Zimmer unverzüglich zu räumen, ohne den persönlichen Besitz mitzunehmen,

der im *Westgate* verbleiben muss, bis die Schulden beglichen sind.« Aber ich wusste, dass der Vermieter, die Mound-City-Savings-Bank, den widerlichen, blutrünstigen Pagen Doug nicht in unser Zimmer schicken würde, um die Drecksarbeit zu erledigen, solange ich mich darin befand.

Doch es gab *ein* großes Problem – ich konnte den Raum nicht mehr verlassen, um mir unten im *Dew Drop Inn* etwas zu essen zu holen. Und Wassertrinken half nur bis zu einem bestimmten Punkt. Das Hotel hatte außerdem in unserem Zimmer den Strom abgestellt, Lesen konnte man also vergessen, sobald es dunkel war, dabei hatte ich mir einige Bücher aus der Bücherei ausgeliehen, die mich wirklich interessierten. Die Röhren des *At-water-Kent*-Radios waren schon lange durchgebrannt. Die einzige Abwechslung war das Tanzlokal *Good Times* im Keller des Hotels. In guten Nächten drang die Musik zu mir rauf und ich hörte die Band spielen: das Saxofon, das Klavier und das Schlagzeug. Nachts kratzte Doug, der widerliche Page, an der Tür und gab unheimliche Geräusche von sich. Um mich zu schützen, schob ich, wie ich es in Filmen gesehen hatte, die Kommode, die beiden Stühle und den Tisch mit der Linoleumplatte vor die Tür. Wogegen ich allerdings nichts tun konnte, war der Hunger. Irgendwann war ich so verzweifelt und stand vor Hunger so neben mir, dass ich das Farbfoto von einem Rinderbraten aus einem alten Heft des *Woman's Home Companion* aß, das ich unten im Schrank entdeckt hatte. Ich schnitt den Braten ordentlich aus,



salzte ihn und ich schwöre, jeder einzelne Bissen schmeckte wie echtes Fleisch. Auch die kleinen, runden Kartoffeln, die mit auf dem Bild waren, verdrückte ich. Das Ganze spülte ich mit viel Wasser hinunter und fühlte mich danach prompt viel besser, obwohl ich in der Nacht mit fürchterlichen Magenschmerzen aufwachte.

Zu dem Zeitpunkt schob jemand im Auftrag meines Vaters eine Nachricht unter der Tür durch. Er war zurück und schrieb, ich solle alles anziehen, was ich besaß, was nicht viel war, und ihn dann an einem bestimmten Ort treffen.

Das tat ich und ließ den Rest unseres kaputten und unbrauch-

baren Zeugs wie den verbogenen Regenschirm und Ähnliches einfach in unserem Zimmer zurück. Damals dachte ich, dass ich so etwas nie wieder durchmachen müsste, doch nun saß ich hier und der einzige Unterschied war, dass ich nicht nur allein in der großen Stadt war, sondern mein Vater auch noch Probleme mit der Polizei hatte. Offensichtlich hatte er ihnen nicht erzählt, dass ich im Ford vor mich hin brutzelte, sonst wären sie sicher längst über die Olive gekommen, um mich zu holen.

In dem Ford saß ich voll auf dem Präsentierteller. Zwar hatte ich geübt, den Wagen zu starten und die Gänge zu wechseln, aber meine Beine waren zu kurz, um an die Pedale für Kupplung und Bremse zu kommen. Deshalb bekäme ich ihn nie aus der Gasse raus, aber so, wie ich hier auf dem Präsentierteller saß, würde ich früher oder später entdeckt werden.

Mein Kopf kam mir zu klein vor für all die Sorgen und Gedanken, die ich mir machte.

Erstens: Warum hatten sie meinen Vater in Handschellen abgeführt und wo war er?

Zweitens: Der Koffer mit den *Bulova*-Uhren stand unbeaufsichtigt in dem Juweliergeschäft.

Drittens: Ich hatte insgesamt 47 Cent in der Tasche, aber in unserer kleinen Wohnung im *Tremont*-Gebäude noch drei Vierteldollar in einer *Fatima*-Zigarettdose versteckt. Die Frage war nur, wie ich dorthin gelangen sollte. Wir hatten zwei Zimmer – in einem stand ein normales Bett, in dem anderen ein Schrank-



bett für mich. Ich besaß auch eine Fahrkarte für das öffentliche Verkehrsnetz, die sie vergessen hatten, einzusammeln, bevor die Schule über den Sommer geschlossen worden war. Ein besonders aufmerksamer Bus- oder Tramfahrer würde es vielleicht bemerken und sie mir wegnehmen, aber ich war ziemlich gut darin, sie nur kurz zu zeigen.

Meine größte Sorge war, dass jemand meiner Mutter von meinem Vater und den Handschellen erzählte. Aufregung war bei Schwindsucht gar nicht gut und meine arme Mutter war eine hervorragende »Sorgenkriegerin«.

Und dann fiel mir noch etwas ein, worum ich mich unbedingt kümmern musste: um mich selbst. Mit einer Mutter, die so bald nicht aus dem Sanatorium rauskäme, und einem Vater, der wahrscheinlich im Gefängnis war, würde die Stadt die Fürsorge für mich übernehmen und mich wohl in ein Waisenhaus stecken. Wenn es dazu käme, könnte ich natürlich niemandem mehr helfen. Fast wäre es dazu gekommen, als ich damals unser Zimmer im *Westgate* bewacht hatte und eine Frau mit einer Dienstmarke vom Jugendamt gekommen war. Aber ich hatte mich im Schrank versteckt. Mit angezogenen Beinen hatte ich unter dem alten Regenmantel meines Vaters gehockt.

Ein glänzender, viertüriger Studebaker, der vor dem Juwelier hielt, riss mich aus meinen Gedanken. Schwungvoll wurde die Fahrertür geöffnet und ein stattlicher, wichtig aussehender Mann stieg aus, schlug die Tür wieder zu und bahnte sich einen

Weg zwischen den Leuten hindurch. Dann blaffte er den Schupo vor der Tür an und wurde sofort eingelassen. Vielleicht war er jemand, der meinem Vater helfen konnte. Die Vorstellung erweckte mich zu neuem Leben. Ich kurbelte die Fenster hoch, trank schnell den Rest Wasser aus meiner Flasche, schloss die Türen ab und drückte mir selbst die Daumen, während ich über die Olive Street lief.